

(Nachdruck verboten.)

11)

## Die Huerta.

Roman von B. Masco Zbancz.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Als der Mann Batiste mitten auf dem Wege bemerkte, verlangsamte er seinen Schritt, und als Roseta ihren Vater erreichte, hatte sie einen großen Vorsprung vor ihrem Begleiter.

Batiste blieb stehen, um zu warten, bis der Unbekannte an ihm vorüber war und um zu sehen, wer er überhaupt war.

„Gute Nacht, Herr Batiste!“

Es war dieselbe schüchtern Stimme, die ihn am Nachmittag begrüßt: der Enkel des Vater Tomba. Dieser Bursche schien keine andere Beschäftigung zu haben, als auf den Wegen herumzustrolchen, um Batiste zu begrüßen und ihn mit seinen süßen Worten einzulullen.

Er betrachtete seine Tochter, die rot wurde und die Augen zu Boden schlug.

„Nach Hause! Ich werde Dich bringen.“

Und mit der furchtbaren Majestät des latinischen Vaters, der mehr Furcht als Liebe einzusößen sucht und absoluter Herr und Gebieter über das Leben seiner Kinder ist, setzte er seinen Weg fort, von der zitternden Roseta begleitet, die einer unvermeidlichen Tracht Prügel entgegenzuwandern glaubte.

Sie irrite sich. In diesem Augenblick hatte ihr Vater keine anderen Kinder mehr auf der Welt, als seine Ernte, als dieses arme, runzlige, durstige Getreide, das ihn laut zu rufen und um einen Schluck Wasser zu bitten schien, um nicht sterben zu müssen. Daran dachte er, während seine Frau das Abendessen bereitete. Das junge Mädchen ging in der Küche hin und her, besorgte scheinbar verschiedene Arbeiten, um nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und fürchtete von einer Minute zur anderen den Ausbruch des väterlichen Zornes. Doch Batiste dachte noch immer an sein Feld, während er an dem niedrigen Tische saß, an dem alle Kleinen beim Lichte des Tonlämpchens mit gierigen Augen die Kasserolle betrachteten, in der der Stockfisch mit den Kartoffeln brodelte.

Während des Essens seufzte die Frau wieder, jedenfalls weil sie einen Vergleich anstellte zwischen der fabelhaften Summe, die das Urteil ihnen raubte und dem hastigen Eifer, mit dem die ganze Familie die Kinnbacken arbeiten ließ. Batistet, der Älteste, bemächtigte sich in scheinbarer Zerknirschtheit sogar des Brotes der Kleinen. Die Furcht verließ Roseta einen wahrhaft wilden Appetit.

Batiste selbst aß kaum, doch er betrachtete den Ekampf der Seinen. Nie hatte er so klar wie in dieser Stunde die Last begriffen, die seine Schultern bedrückte. Alle diese Mäuler, die sich nur öffneten, um die mageren Ersparnisse der Familie zu verschlingen, würden nichts mehr zu essen bekommen, wenn das Korn da drüben vertrocknete. Und warum? Weil die Menschen ungerecht sind, weil es Gesetze gibt, die den Arbeiter belästigen! Nein, er konnte sich in ein solches Unrecht nicht fügen. Seine Familie kam in erster Reihe. Hatte er denn nicht die Kraft, die Seinen vor den größten Gefahren zu beschützen? Hatte er nicht die Pflicht, ihnen ihren Lebensunterhalt zu schaffen? Er war der Mann, zum Dieb zu werden, damit sie ihr Brot hatten. Und warum hätte er sich auch unterwerfen sollen, da es sich ja nicht ums Stehlen, sondern um die Rettung seiner Ernte handelte, die ihm doch gehörte? Das Bild des Kanals, der in einer Entfernung von wenigen Schritten sein wohlthätiges Wasser murmelnd dahinwälzte, war für ihn ein wahres Martyrium. Das brachte ihn in Wut, daß das Leben an seiner Tür vorbeiging, ohne daß er einen Nutzen davon hatte, weil die Gesetze es so verlangten! Plötzlich erhob er sich, wie jemand, der eben einen Entschluß gefaßt und, um ihn auszuführen, alle Hindernisse mit Füßen tritt.

„Zum Wasser! Zum Wasser!“

Seine Frau bekam Angst, denn sie erriet sofort die Gefahr dieses verzweifelten Entschlusses. Großer Gott, was ist denn? Man würde ihm eine noch schwerere Selbststrafe auferlegen! Vielleicht würden ihm die Richter sogar, über den Widerstand

empört, das Wasser für immer entziehen! Daran mußte man doch auch denken . . . das Beste war, man wartete ab. . . . Doch Batiste stand zu sehr unter dem Einfluß jenes eigensinnigen Zornes der phlegmatischen und gefestigten Leute, die die Ruhe ebenso langsam wiederfinden, wie sie sie verlieren.

„Zum Wasser!“

Und Batistet, der fröhlich die Worte seines Vaters wiederholte, ergriff die Spaten und verließ, von seiner Schwester und den Kleinen begleitet, das Haus. Sie wollten alle an dieser Arbeit teilnehmen, die einem Feste gleich. Die Familie erhob sich wie ein Volk, das sich in einer Empörung die Freiheit erobert.

Sie lenkten ihre Schritte nach dem Kanal, der im Schatten murmelte. Die ungeheure Ebene verlor sich in einer bläulichen Dunkelheit in der Ferne; das Röhrchen wiegte sich wie eine raunende, dunkle Masse, und die Sterne glitzerten im tiefen Azur des Himmels.

Batiste trat bis zu den Knien in den Kanal, um die Schütze herabzudrücken, die das Wasser zurückhielt, während seine Frau, sein Sohn und seine Tochter die Böschung mit Hacken angriffen und Durchgänge herstellten, durch die das Wasser in großen Wirbeln stürzte. Die Erde sang vor Fröhlichkeit, mit einem gierigen Glucksen, das allen das Herz erfreute. Trink' Du Vermste, trink'! Und mit den Füßen im Schmutz watend, mit gebeugtem Rücken, liefen sie von einem Ende des Feldes zum anderen, um zu sehen, ob das Wasser auch überall hinkam.

Die ganze Familie empfand ein Gefühl der Friese und des Wohlbehagens. Batiste atmete mit der wilden Genugtuung, die der Genuß des Verbotenen verleiht. Welche Last ihm das von der Brust nahm! Jetzt konnten sie kommen, die Leute vom Gericht, und tun, was sie wollten. Sein Feld trank, das war die Hauptsache.

Mit dem feinen Gehör des Mannes, der an die Einsamkeit gewöhnt ist, glaubte er in dem benachbarten Röhrchen ein seltsames Knistern zu vernehmen. Sofort lief er nach dem Hause und kam in aller Eile, sein neues Gewehr in der Faust, zurück. Dann blieb er, den Finger am Hahn, über eine Stunde bei der Schütze stehen.

Das Wasser schloß jetzt nicht mehr stromabwärts, es verbreitete sich vollständig durch Batistes Acker, die es mit unerfättlicher Gier tranken. Vielleicht beklagte man sich da drüben, vielleicht streifte Pimento in seiner Eigenschaft als Mandador in der Nachbarschaft umher und entrüstete sich über diese freche Abweichung von der Vorschrift. Doch Batiste blieb wie eine Schildwache stehen, er verteidigte seine Ernte, kämpfte für seine Familie mit dem Geldmuth der Verzweiflung, wachte über die Sicherheit der Seinen, die auf dem Felde arbeiteten, um das Wasser zu verbreiten, und war fest entschlossen, auf den ersten Feuer zu geben, der es versuchte, die Schütze wieder hochzuziehen und den Strom des Wassers zurückzudämmen. Sie war so wild die Haltung dieses Mannes, dessen mächtige Gestalt sich unbeweglich mitten im Kanal abhob; man merkte, dieses schwarze Phantom war so fest entschlossen, jeden, der da auftauchte, mit Flintenschüssen zu empfangen, daß niemand das Röhrchen verließ und die Furchen über eine Stunde ohne den geringsten Protest tranken.

Und nun ereignete sich etwas noch Merkwürdigeres. Am folgenden Donnerstag ließ der Mandador Batiste nicht vor das Tribunal fordern. Die Huerta wußte jetzt, daß der einzige Gegenstand von Wert in Barrets ehemaliger Hütte ein zweiläufiges Gewehr war, das der Eindringling kürzlich mit der afrikanischen Leidenschaft des valencianischen Bauern gekauft, der sich gern des Brotes beraubt, um hinter der Tür seiner Hütte eine neue Waffe stehen zu haben, die Neid zu erregen und Achtung einzuflößen vermag.

V.

Tagtäglich sprang Roseta, Batistes Tochter, beim Morgenrauen aus dem Bett; mit noch schlummer-schweren Augen reckte sie die Arme mit hübschen Bewegungen, die ihren anmutigen Blondinenkörper erzittern ließen, und öffnete dann die Thür des Häuschens.

Schnell erschien, um ihre Röde herumspringend und vor Freude heulend, der kleine häßliche Hund, der die Nacht



Draußen zugebracht; und das junge Mädchen goß sich beim Licht der letzten Sterne über das Gesicht und die Hände einen ganzen Eimer frisches Wasser, das sie aus dem dunklen runden Loch holte, über dem sich eine dicke Lorbeerkrone hinzog.

Dann trippelte sie, beim Lichte der Tonlampe, durch das ganze Haus und bereitete alles für ihre Wanderung nach Valencia vor. Die Mutter folgte, ohne sie zu sehen, von ihrem Bett aus ihren Bewegungen und gab ihr eine Menge Ermahnungen. Sie konnte den Rest vom Abendessen mitnehmen, außerdem noch drei Sardinien, die in der Speisekammer standen; daran hatte sie genug. Achtung, daß sie nicht wie neulich den Napf zerbrach. Ach ja, sie sollte nicht vergessen, Nadel und Faden zu kaufen und ein Paar Schuhe für den Kleinen: das Kind ruinierte alles. Das Geld würde sie in der Schublade im kleinen Tische finden.

Und während sich die Mutter, sanft von der Wärme der Schlafkammer eingelullt, mit der festen Absicht, noch eine halbe Stunde neben dem dicken Vatiste zu schlafen, der geräuschvoll schnarchte, nach der anderen Seite umdrehte, setzte Roseta ihre Arbeit fort. Sie legte ihr Frühstück in einen Korb, fuhr sich mit dem Kamm durch die blonden Haare, die so hell waren, daß die Sonne die Farbe ausgebleicht zu haben schien, knüpfte ihr Tuch unter das Kinn und warf, bevor sie ging, einen letzten Blick zurück, um sich zu überzeugen, daß die Kinder auch gut zudeckt waren; sie war liebevoll besorgt um diese kleine Gesellschaft, die auf der Diele in demselben Zimmer schlief, von Vatistet, dem Größten, an, bis zu dem Kleinsten, der kaum sprechen konnte. Wenn man die Kinder sah, mußte man unwillkürlich an Orgelpfeifen denken.

Adieu, bis heut' abend," sagte das mutige junge Mädchen, indem sie ihren Arm in den Hentel des Korbes schob.

Damit schloß sie die Tür der Hütte und legte den Schlüssel darunter.

Jetzt war es Tag. Beim bläulichen Lichte der Dämmerung sah man auf den Fußpfaden und auf den Wegen die fleißige Schar der Arbeiterinnen, die alle nach derselben Richtung eilten. Die Spinnerinnen marschierten in flinken Trupps und gleichmäßigem Schritte, während sie ihre rechten Arme wiegten, die die Luft wie ein Ruder durchschnitten, dabei schrien alle jedesmal im Chor, wenn sie vom benachbarten Felde aus ein Bursche im Vorübergehen mit einem groben Späße begrüßte.

Doch Roseta wanderte allein bis zur Stadt. Das blonde Mädchen kannte ihre Gefährtinnen ganz genau, diese Töchter und Schwestern von Leuten, die ihre Familie verabscheuten. Mehrere arbeiteten in derselben Fabrik wie sie, und häufig hatte sie sich mit den Nägeln vor ihren Bosheiten schützen müssen. Die einen benutzten ihre geringste Unaufmerksamkeit, um ihr Schmutz in den Korb zu werfen, in dem sie ihr Frühstück aufbewahrte; sie hatten ihr weiß Gott wie oft ihren Napf zerbrochen und gingen in der Werkstatt nie an ihr vorüber, ohne sie gegen den rauchenden Kessel zu stoßen, in dem die Seidenwürmer ertränkt wurden; dabei nannten sie sie Hungerleiderin und ließen ihr und ihren Eltern noch andere Schmeichelworte zuteil werden. Darum wußte sie ihnen auch unterwegs aus und fühlte sich erst dann ruhig, wenn sie die Fabrik auf dem Marktplatz betreten hatte: ein großes altertümliches Gebäude, dessen im vorigen Jahrhundert al fresco bemalte Fassade, die heute verfallen und mit Rissen bedeckt war, noch Gruppen von rosinen Beinen und bräunlichen Profils, die Reste von Medaillons und Malereien zeigte.

Von der ganzen Familie glich Roseta am meisten ihrem Vater. Sie war, wie Vatiste von sich selbst sagte, ein wildes Arbeitstier. Der glühende Dampf all dieser Rufen und Zuber, in denen man den Seidenwurm kochte, stieg ihr zu Kopfe und verbrante ihr die Augen. Aber trotz alledem blieb sie fest auf dem Posten und suchte in dem kochenden Wasser die freien Glieder dieser weichen Kapseln mit der zarten Goldfarbe, die Raupe mit dem kostbaren Schleim, die sich in ihr kleines Gefängnis einspinnt, um es als weißer Schmetterling zu verlassen.

In der ganzen Fabrik herrschte der Lärm der Arbeit, der ermüdend und betäubend auf die Mädchen der Huerta wirkte; waren sie doch an die Ruhe der großen Ebene gewöhnt, in der sich die Stimme auf weite Entfernungen überträgt. Unten dröhnte die Dampfmaschine mit dem entsetzlichen Grollen, das sich durch die tausend Röhren fortpflanzte, Rollen, Transmissionsriemen, Hapseln drehten sich mit einem Höllenlärm, und gleichsam, als genügte dieser Tumult noch nicht, so sangen die Spinnerinnen nach ihrer Gewohnheit im Chore mit

näselnder Stimme das Vater nostro, das Ave Maria und Gloria Patri in demselben Tone frommer Cantilenen, der am Sonntag morgen die ganze Huerta durchlief.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines feuilleton.

h. Unter der Geißel. Unter diesem Zeichen stand das Winterfest der „Freien Volkshühne“. Ein glücklicher Gedanke, in den Bühnendarstellungen durch Mitglieder des Vereins glücklich zur Ausführung gebracht. Dazwischen wob die feine Kunst der Barthischen Madrigal-Vereinigung die anmutigen Weisen alterberganger Lieder und Strophen, mit ihren netzischen Refrains, ihren spielerischen Gegenbewegungen, ihren verschlungenen Rhythmen und den sanft, innig und sicher abschließenden Kadenzgen. Ultraväterweisen. Und auch die Geißel hatte das sechszehnte Jahrhundert hergegeben. Und die Torheit, die sie traf, die war noch eben so neu wie sie selbst. Denn wenn alles altert, die Torheit und Narretei der Welt bleiben immer jung.

Der alte wundervolle Frans Hals hatte seinen „Narren“ auf das Programm gezeichnet. Ein Erzshelm und verschmizter Bruder dal! Die Kappe auf einem Ohr, die Finger an den Seiten der Gitarre — Lachen und Bitterkeit um den Mund — in den Augen Schelmerei und Verachtung —, eine feine Signatur. Man wußte gleich, wo's hinausgehen würde den Abend, man wußte, daß man auf Genüsse rechnen durfte, die nicht auf der Gasse gesucht werden. Ein bißchen kunsthistorisch-literarisch drückt's der Prologus-Narr so aus, „dem Mittelalter ein Dentmal meißeln, im Trinkl- und Weinlieb und im Schwank.“ Und es ist Lachen und Lustigkeit und lichernde Verachtung. Stiche und Streiche. Keine Joten, — „deutlich zwar, doch nicht gemein“. So versprach's der Narr in seinem Prologe. Und das Lied sang:

Rehmt in die Arm und lüßt auch sein  
Die zarten schönen Jungfräulein.

Nicht auf Schleichwegen zum Lebensgenusse, gerade drauf und herzhast zugepakt, wie's der Jugend geziemt. Es klingt uns alles ja aus einer jüngeren Zeit. Tan tan dari don, Tan tan dari don . . .

In einer Ecke stand Base Brüderie und blieb sich ein Tröpflein von der Nase, und in einer anderen die Unsterblichkeit der Unsterblichen, die Dummheit. Im lieben Publikum hielten ein paar zu ihnen, im allgemeinen tat sich aber niemand um sie scheren.

Der Verächter Nicolo Machiavelli kommt mit seiner zwaitigen Komödie „Mandragola“ zuerst zu Wort. Eine ganz giftige Geschichte. Ihr müßt die Geschichte genießen, liebe Leute, das ist ganz recht, und Euch an ihrer gesunden Deutlichkeit erfreuen, und nicht gleich meinen, daß es eine deutliche Ungesundheit sei. Aber Ihr müßt noch mehr verstehen, was sie will. Sie will etwas, etwas ganz Giftiges, und sie will das mit einer äußeren Wirkung, frech und kühelnd, unterhaltfam und gewagt. Ganz teuflisch. „Die Dummheit schläft die Augen zu, und die Kirche gibt ihren Segen dazu,“ sagte es der Prolog. „Gefegnet sei darum allezeit, die Mandragola und die Geistlichkeit.“ Die Satire ist schneidend, vernichtend, der Cynismus ist gallig bitter. Die Geißel hat Widerhaken. Jeder sieht. Auf die äußerste Kante ist das Spiel gestellt. Und das alles mit einem feinen Geiste, der die Menschen nicht nur karikiert, sondern sie völlig entblöht. Ich täte gerne die Geschichte von dem Schwachmatius Messer Riccio erzählen, der gern ein Kind haben möchte. Wie er sich zu dem Zweck selbst zum Sahnrei macht. Und die Jugend, die draus ihre Genüsse zieht, und die Jugend, die tut, was Tugend immer tut, die nachgibt. Da hat die Dummheit glänzend ihren Sieb weg. Und die Kirche hat einen mit abgetrieht, der fast noch schlimmer ist. Wo hat die noch nicht Kupplerdienste geleistet, wenn sie vom Himmel reden konnte, und ihren Magen meinte! Wo war ihr Sophismus um eine Erklärung verlegen, wenn sie die Hand aufhalten konnte! Sie schloß schon immer die Ehen im Himmel, aber sie strich stets ihren Lohn ein auf Erden. Machiavelli kannte sie. Er läßt sie hier den Ehebruch arrangieren und segnen. Merkt Ihr den grandiosen Biß, die vernichtende Bloßstellung? Wollt Ihr noch mehr? Nun so dies: lernt sie kennen! Der verschmizte Romane sagt's nicht extra. Wozu auch. Was müßt Ihr gleich ein Lehrlein haben? Nun, das gibt Euch der biedere Hans Sachs. Der geißelt nicht, der schlägt nur mit Nuten. Der lauft die Narren mit Kolben. Versteht das recht. Seid nicht einsältig, zimpert und pimpert nicht. Blamiert Euch nicht. Die Sprache von heute ist nicht die Sprache von damals mehr. Die tat noch breit und recht das Maul auf — Luther hat das auch den Predigern so geraten — die nannte noch das Natürliche natürlich, das Verbe derb, die war noch grob und ungeschlacht. Und wie die Menschen sprachen, so taten sie auch. Stoßt Euch nicht dran. Es ist immer noch ein extraer Ripessim in diesen alten Komödien, den ich jetzt nicht mehr auseinandersehen kann. Schimpft nicht, liebe Frauen, Ihr seid gewiß nicht so, wie hier im „Toten Mann“, aber nicht wahr, was Wahres ist doch dran? Rehmt Euch gleich Eure Rache am Kranken im „Narrenschneiden“. So was kann in den Männern sprossen. Denkt nur! So ein Rattenkönig von Narreteien. Was der da im Magen hat, das hat so mancher im Hirn. Aber seid nicht einsältig, und gußt



die Sache nicht als eine Zahnoperation an, bei der man in Ohnmacht fallen muß. In einer groben Schale steckt hier ein feiner Kern. Und so deutsch ist das, so holzschnittmäßig. Verträgt das doch und laßt die dummen Schnaden. „Sonst zürnt Euch über den Schnag und Fay, süßlich der Schuster und Singer Hans Sachs. —

ck. „Es ist nicht wahr.“ Der Restaurationsraum liegt in dumpfer Trägheit. All die Symptome einer Erwerbsstörung machen sich aufdringlich bemerkbar: Man hört die Gasflammen summen, das Tropfen des Wasserfahnes an der Spülvorrichtung des Büfets; man hört die Uhr ticken und das Papier knittern, wenn der einzige Gast, der einsam inmitten der leeren Tische und Stühle sitzt, die Zeitung wendet.

Wie zum Hohn hocken wir Musikanten auf unserem Podium in einer Ede des Volales. Wir sind — drei Männer und ein Weib — zu der Arbeit verdammt, mit Tamtam, mit Singen und Klingeln gegen die Grabesstille dieses Erbgräbnisses anzukämpfen.

Die ganze Trostlosigkeit des elenden Musikantendaseins drängt sich lähmend in mein Bewußtsein. Diese Leere, diese Inhaltslosigkeit eines Lebens und das Ahnen, das Vorauswissen, daß sich das nie ändern werde, daß höchstens an besonderen Geschäftstagen eine vom Alkoholgenusse erregte, brutal sich geberdende Gästefchar, eingehüllt in dide Wolken schlechten Zigarrenqualmes, eine Abwechslung in die triste Ede bringen werde, dieses Bewußtsein und die Gewißheit, daß alles Rütteln und Zerren an den Fesseln der Wirklichkeit vergeblich, daß der unglückselige Verus sein Opfer festhält, wie die Schande, aus deren Umklammerung es kein Entweichen gibt, das führt unweigerlich zur Verblödung.

Wir bilden ein „italienisches Tanz- und Gesangs-Ensemble“. Trotz meines unerkennbar deutschen Charakters hat man mich in ein italienisches Pagliaccio-Kostüm gesteckt. Meine Junftgenossen sind „echt“; im herrlichen Neapel geboren. Eine unglückliche Geschichte liegt in ihrer Vergangenheit. Sie bilden eine Familie; Vater, Mutter und Sohn.

Der Vater war Lehrer in Neapel; er hat in seiner Militärdienstzeit von einem „Stellvertreter Gottes auf Erden“ ein Andenken für die ganze Zeit seines Erdenwallens erhalten, das sich ihm in Form eines Ehrenlebens von Jahr zu Jahr fühlbarer machte und ihn zwang, den Beruf eines Volkserziebers aufzugeben. Seine Frau entstammte einer „kleinen Beamten“-Familie Neapels; sie hatte als Mädchen guten Gesangsunterricht genossen.

Wie so die einfältigen Menschen sind! Sie schämten sich ihres Unglücks; sie flüchteten vor dem Hohne, dem christlichen Mitleide der lieben Nachbarn ins Ausland, und nun versuchen sie in Deutschland als Musikanten ihre Magen in normaler Funktion zu erhalten.

So lange die Mutter noch „bella Signora“, ging das Geschäft gut. Der Sohn konnte ein Konservatorium für Musik besuchen. Nun steht die Signora an der Schwelle der Vierzig. Sie „zieht“ nicht mehr. Der Sohn, kaum dreizehnjährig, mußte eintreten in die Treitmühle des Lohnflaventums.

Die Not, das Unglück zerfrischt ihre Herzen, erzeugt böse Säfte, die das Blut vergiften, das Gemüt undüffern und gallige Wit über die Lippen treiben. Einer wirft dem anderen die Schuld an seinem Elende vor. Ewig wogt der Jank und Streit zwischen ihnen. Nur der vorwurfsvolle, unheilvoll die Kündigung verheißende Blick des Wirtes macht sie schredhaft verstummen, und die Angst um die Existenz schlingt schnell ein einigendes Band um sie.

Das Tambourcin gellt, ihre Augen sprühen Lust und Leidenschaft, und wild braust die Tarantella über die schaukelnden Bretter des Podiums, daß das Klavier unter meinen Händen auf und ab wippt.

Danach wage ich Signora zu bitten, das schöne Lied zu singen „Non è ver.“ („Es ist nicht wahr!“) Sie singt es so schön, so warm, so schluchzend, und ihre schwarzen Augen fließen vor Wehmüt über, wohl weil sie die Wahrheit klagt.

„Hier ich bin Pagliaccio!“ sagte sie wehleidig in gebrochenem Deutsch zu mir. „Ich muß lalen un immer heiter; aber ich möchte weinen! Ich mein Leben schwerer wie das von andere Leute. Ich seit zehn Jahre so singen muß. Zehn Jahre keine Theater, kein Promenade, kein Verkehr mit Leute, die nicht sinde von dieses Geschäft. Ich immer singen; spät na! Hause, und immer Arger. — Möcht ich, daß mein Wirtschafft aussen wie eine Büfett; — aber wann maten ich das? Spät in Bett, muß lang schlafen. Ich nur kann lalen — un wieder weg. Ich sehr schlimm das!“

So klagt sie über die degenerierende, das Familienleben zerstörende Lohnflaverei. —

t. Die schwimmenden Inseln des Nil. Wie der Nilstrom überhaupt, ist sein Schlamme gewissermaßen historisch geheiligt. Wenn die Uebersutungen durch den Nil im Altertum Aegypten zu einem reichen Land gemacht und die dort erwachsene hohe Kultur eigentlich erst ermöglicht haben, so ist der Grund dafür in den befruchtenden Eigenschaften des Nilschlammes zu suchen. Daneben besitzt der Nil noch eine andere Merkwürdigkeit, die jedem Reisenden auffallen muß. Sie besteht in einer Art von schwimmenden Inseln, die aus mehr oder weniger großen Mengen in einander geschlungener Massen von Pflanzen bestehen. Der Leiter des Fortschreitens im Sudan hat jetzt eine botanische Untersuchung der treibenden Pflanzeninseln angestellt. Hauptsächlich sind

vier Pflanzen an ihrer Bildung beteiligt, einmal die Papyrusstaude, dann eine Art der Hirse, die von den Arabern als Wollmutter bezeichnet wird, drittens gemeines Schilf und viertens eine Art des als Sumpfwächs bekannten Rohrtolbens. Mit dieser Aufzählung ist aber die Pflanzenwelt der schwimmenden Inseln des Nil durchaus nicht erschöpft. Eine wichtige Rolle spielen außerdem acht Arten von Schlingpflanzen, die hauptsächlich dafür sorgen, daß die von ihrem Standort losgelösten Massen ihren Zusammenhalt im fließenden Wasser bewahren. Dazu kommt noch eine lange Reihe von Pflanzen, die sich auf vorübergehend überschwemmtem Boden ansiedeln und dann oft wieder fortgerissen werden. Unter ihnen ist auch eine Anzahl von Bäumen, die auf den schwimmenden Inseln munter weiter wachsen. Im ganzen erreichen diese oft die Ausdehnung stattlicher Flöße von beträchtlichem Tiefgang. Der Papyrus erfordert in den Sümpfen eine etwas größere Wasseriefe, während in den flacheren Strecken der Rohrtolben vorherrscht und das Schilf überall vorkommt. —

### Theater.

Schauspielhaus. Der Projschönig. Romantische Komödie in drei Aufzügen von Dietrich Eckart. — Es ist nichts so schlimm, daß es nicht schlimmer werden könnte. Wie wurde nicht Philippi, der ehemalige Hauptlieferant von Schauspielhauspremierern wegen der Strupellosigkeit, mit der er auf den äußeren Theatereseffekt hinarbeitete, von der Kritik verhöhnt! Vielleicht, daß nun die Direktion aus diesem Grunde die regelmäßige Geschäftsverbindung mit ihm abgebrochen hat. Sein neuestes Produkt, so heißt es, soll auf einer Bühne der Provinz das Licht der Welt erbliden. Indes, wie sieht's mit den Ersahmannschaften aus? Die Auf-führung von Eckardis „romantischer Komödie“ weckte ein beinahe wehmütiges Erinnern an den Verfasser des „Großen Lichts“ und des „Dunklen Tones“. Die Strupellosigkeit wird hier noch überboten, nur daß, während Philippi sich denn doch auf das Arrangieren der Effekte verstand, Herr Eckardis immer nur nach ihnen hascht, ohne jemals einen wirklich zu erwischen. Nicht die Komödie, die darin eingewidelte Melodramatik des schwarzlodigen aus allgemeiner Melancholie Juwelen stehenden Helben bringt zum Lachen. Ein früheres Schauspiel Eckardis, „Familienväter“, in Deutschland noch nirgends aufgeführt, hatte besseres erwarten lassen. Da spürte man bei aller Unbeholfenheit der Technik, daß es dem Autor ernst war mit dem, was er zu sagen hatte. Er geißelte im speziellen, auf den „Lokal-Anzeiger“ und den großmächtigen Herrn desselben anspielend, das Kulturn der Journalisten, die um des lieben Brotes willen je nach der von dem Verleger ausgegebenen Parole schwarz in weiß und weiß in schwarz umfärbten. Wenn auch der Salsch — der Selbstmord eines Dramen dichter der Angestellten, gegen dessen mißliebigen Werk die Geldmacht des Verlegers einen Theater-bojott inszeniert — in seiner mehr als mangelhafter Motivierung und überflüssigen Wehleidigkeit enttäuscht, das Thema interessiert, und die Schilderung der Redakteurtypen zeigt Spuren einer frisch zapadenden satirischen Kraft.

In der Komödie sucht man nach einem solchen substantiellen Kern vergebens. Die Figur des trottelhaften Polizeimannes, der den im Hause des Kommerzienrats verübten Juwelendiebstahl untersuchen soll und dabei, stets auf seinen Scharfsinn pochend, den als Graf maskierten Dieb mit Ehrenbezeugungen überhäuft, hatte wohl einige satirisch amüsante Pointen, wirkte aber im ganzen doch nur als matter Vlllassch des seligen Wehrhahn in dem Hauptmannschen „Biberpelz“. Immerhin stach auch noch die Kopie gegen die Originale, die in dem Werk ihr Wesen treiben, vor allem gegen den bereits erwähnten Helben, vorteilhaft ab. Dieser düstere blickende Herr mit den aristokratischen Manieren erscheint bei dem Kommerzienrat, plaudert allerhand Geschäftliches und zieht sodann kalt lächelnd den gestohlenen Schmutz aus seiner Brusttasche hervor. „Seine Leute“ haben ihm das Ding gebracht, standalsferweise sind aber die Juwelen, von denen der kreditbedürftige Besitzer aus-sprengen ließ, sie hätten 60 000 M. gelostet, nicht echt. Der Fremd-ling droht, er werde, wenn man ihm nicht sofort ein Sümmchen von 10 000 M. aushändige, die blamable Geschichte publik machen, und der Kommerzienrat in seiner Angst begahit. Das ist nun reichlich unwahrscheinlich, aber da zwischendurch die gnädige Frau erscheint, den Herrn Grafen um die Ehre seines Besuchs zu bitten, und da das jüngste Fräulein Tochter freud- und liebestrahlend in ihm den kühnen Retter ihres fast ertrunkenen Pudels wieder erkennt, denkt man, es sei doch wenigstens auf lustige Unmöglichkeit, auf ein toll-parodistisches Durcheinander nach Pariser Schwanzart abgesehen, wo der Abenteurer, seine Unverschämtheit stilvoll weiter steigend, schließlich bei dem von ihm Bestohlenen um die Hand des Mädchens anhalten werde, bis dann die Maslerade in irgend einem komischen Elat ihr Ende findet. Statt dessen gibts nach diesem Possenauftritt „Romantik“. Weltsehmerz, Mondschein, Liebel Der ganz unterhaltsame Fredhing des ersten Aktes verwandelt sich in eine Sorte Ebelanarchist, die jedem Hofportageroman zur Fierde gereichen würde. Die Augen des Badfisches lösen das eifig starre Schweigen seiner Seele. Er erzählt ihr das Märchen von dem Projschönig, der nur durch den Kuß einer ebenso schönen wie reiner Prinzessin von seiner Rißgestalt befreit werden konnte. So harre er selbst der Befreiung. Die Menschen ekelten ihn dermaßen an, daß er teils aus Rache wider das migrantene Geschlecht, teils in der Hoffnung, einmal arretiert zu werden und dabei die Gelegen-heit zu einem Selbstmord auszunutzen, sich der Epibuben- und Diebeskarriere höheren Stils gewidmet habe. Das alles wird im



vollen Ernst vortragen, an einzelnen Stellen bekräftigt durch Klavierbegleitung. Es war schauerlich ergreifend. Die kleine Gerda bekommt vor ihrer Liebe solche Angst, daß sie sich Hals über Kopf mit einem faden Fortasseffor verlobt. Das Licht erlischt, die Mächte der Finsternis haben den Unglücklichen wieder. Das Kollier, das die Kommerziantin am Schluß ihm anvertraut, wird sie nie wiedersehen. Das ist die Strafe, wenn man Uebermenschen um eines Affessors willen ausschlägt. Die mäßigen Komödienfiguren, die das schwachsichwängere Soziedrama einrahmten, retteten das Stück vor dem verdienten Durchfall. Der Autor konnte einige Male erscheinen.

Malkowisch mußte den Rimaldo tragieren. Die relativ dankbarste Rolle, der Polizeirat, wurde in sehr charakteristischer Maske von Herrn Grube gespielt. —

**Lessing-Theater. Zwischenpiel. Komödie in drei Akten von Artur Schnitzler.** Der interessanteste Dramatiker, den wir neben Hauptmann besitzen, ist in Gefahr, sich dem Theater zu entfremden; dieser Eindruck ließ keine rechte Freude an dem verschlungenen Geflechte feilscher Nuancen in dem neuen Werke aufkommen. Er nußt schon in dem „Einsame Wege“ trat diese Reigung hervor, seine Menschen jetzt lieber zu einem geistreich gedankenvollen Spiel, als daß er sie und ihre Schicksale zu anschaulicher Realität auszugestalten strebt. Er verkörpert die Personen, rückt sie in eine schattenhafte Ferne, in welcher der Zuschauer nicht mehr unterscheiden kann, was ein notwendiges Geschehen, was dichterische Willkür ist. Nicht nur die Bühnenwirksamkeit im größeren Sinne, auch die, die mit zu dem Wesen jeden echten Dramas gehört und sich auf den Glauben an die Wahrheit des im Bühnenbilde Dargestellten gründet, geht bei dieser Art verloren. Die dreiaktige Komödie wirkt wie ein Selbstgespräch des Dichters, ein Duett der Empfindungen, das er an Mann und Frau verteilt hat; davon, daß die beiden mehr als nur die Vortragenden, daß sie selbständige Eigenwesen sind, davon kann er uns nicht überzeugen.

Niemand wird Schnitzlers Landsmann Hermann Vahr, der sein Talent durch so viel schlechte, flüchtig auf den Tageserfolg hingearbeitete Stücke kompromittiert hat, als künstlerische Gesamtpersönlichkeit dem Wiener Dramatiker zur Seite stellen wollen. Aber in dem einen Bühnenwerk, das Vahr gelungen und das einen in mancherlei Hinsicht verwandten Stoff mit behandelt, hat er, der Unbedenkliche, der auch hier die Mittel der Theatermacher nicht verschmäht, viel mehr als Schnitzlers überfeines „Zwischenpiel“ die Impression der Wirklichkeit erreicht. Der Meister Cajus, der großbrünnige für Konsequenz begehrteste Naturwissenschaftler, der gleich Schnitzlers ätherischem Kapellmeister die eheliche Treue für eine belanglose Konvention erklärt und sich wie seiner Frau — sie ist bei Vahr die wissenschaftliche, in Schnitzlers Stück die künstlerische Mitarbeiterin des Mannes — das Recht der vollen Liebesfreiheit wahren will, steht in fest unrisseiner Zeichnung lebhaft uns vor Augen. Man begreift, wie er geworden, wie sich das angeborene Temperament mit seinem geistigen Entwicklungsgang vereinigte, um dies und gerade dies Produkt zu erzeugen. Die Trennung zwischen ihm und seiner Frau, die in ihrer Freiheit nach Bärlichkeit und Liebe hungert, erscheint durch eine klare Notwendigkeit bedingt.

Bei Schnitzler aber verlieren sich die Voraussetzungen in ein dämmerndes Zwielficht. Wir hören das Gespräch der beiden seltsamen Menschen, des Komponisten Amadeus und seines jungen Weibes, der berühmten Opersängerin. Sie haben einen Pakt geschlossen: Jedes von ihnen soll den Regungen des Herzens frei folgen dürfen, aber verpflichtet sein, dem anderen in voller Wahrheit alle Seitensprünge, auch die der bloßen Empfindung, zu berichten. Wie sie ihn schließen, wie sie ihn bewahren konnten, wie sich unter dieser Bedingung die sieben Jahre ihres Ehelebens gestaltet haben mögen, das alles deckt ein dichter Schleier zu. Der Pakt, auf den sich alles weitere aufbaut, scheint widersinnig in sich selber. Eine Freiheit, die in dieser Weise die Rechte nicht von inneren Bedürfnis abhängig macht, sondern für alle Fälle vordreißt, ist keine Freiheit mehr, am wenigsten sollte man meinen, für zart empfindende Naturen, wie es doch Schnitzlers Amadeus sein soll. Das Eingehen einer solchen Verpflichtung hat offenbar nur einen Sinn für den, der ganz im Widerspruche zu dem flatterhaften Helden des Stückes sich gegen die Versuchung zur Untreue mit aller Kraft verschanzten will. Dem, der diese Dinge leicht nimmt, muß das Versprechen zum lästigen aufgedrungenen Zwange werden. Der Stolz, mit dem ein Amadeus davon spricht, ist einfach unverständlich. Es steht so aus, als sei ihm die Erfüllung dieser Pflicht besondere Gemütung, als abne er gar nicht, welchen Schmerz er seiner Frau bereitet. Er rühmt sich sogar seiner Offenheit noch vor der ganz gewöhnlichen Kokette, der gräßlichen Theaterdame, die ihn in ihren Netzen fängt. Die Auseinandersetzung der beiden Gatten vollzieht sich mit musterhafter Delikatesse, durch keinen rauh vordringenden Naturlaut des Leidens gestört. Die Frau, von einem jungen Fürsten hofiert, wird in Berlin ein Engagement annehmen. Der Mann kann so, ganz ungehindert, sich der neuen Liebchaft, die er, wie alle früheren als unabänderliche Schicksalsendung himmelt, widmen. Als Cäcilie nach einigen Monaten voll rauschender Bühnentriumphe Amadeus und ihren kleinen Knaben wieder aufsucht, findet sie das Feuer dieser letzten Leidenschaft schon längst verlöscht. Bangen

Herzens hatte sie ihn, den noch immer Geliebten, verlassen, doch draußen in der großen glänzenden Welt vernarrte die Wunde. Ein neues Jugendgefühl und wildes Glücksverlangen sind in ihr erwacht. Als seine alte liebe Kameradin heißt der Komponist sie willkommen. Ihre Schönheit entflammt ihn, seinem heißen Verben gibt die Widerstrebende einmal noch, zum letztmal sich hin. Der dritte Akt, der bei dem Premierpublikum auf teilweise Opposition stieß, hat noch den meisten dramatischen Akzent. Wie diese Liebesnacht den bissigen Gemahl in einen eifersüchtigen Liebhaber umwandelt, der den fürsüchtigen Kurmacher seiner Frau vor die Pistole fordern möchte, das ist mit überlegener feiner Ironie skizziert. Recht glauben kann man freilich nicht an diese plötzliche Duellwut, wie man auch nicht versteht, daß sich des Amadeus geistreicher Freund, der mit seinem spöttischen Mänonnement begleitet, zur Sekundantenrolle pressen läßt. Amadeus meint, nun müsse alles wieder sein wie früher; sie aber, die weiterschauende, die tiefer fühlende und sühnere löst den Wund. Das was gewesen, wird sich immer wiederholen; die Illusion, die ihr das Bild des Mannes zauberisch verklärte, ist dahin. So scheidet sie von ihm.

Das Spiel von Wassermann und Irene Triesch in den beiden Hauptrollen war meisterhaft. Würdig stand ihnen Reicher in der Figur des Hausfreundes und Mänonneurs zur Seite. dt.

**Astronomisches.**

— Der neue Komet nimmt an Helligkeit immer mehr ab. Auf Grund der Beobachtungen vom 18., 19. und 20. November hat Dr. M. Gell in Kiel seine Bahn berechnet. Danach hat der Komet, wie der „Tägl. Rundsch.“ geschrieben wird, seine größte Sonnennähe (das „Perihel“) bereits am 27. Oktober erreicht; er stand damals in einem Abstand von 159 Millionen Kilometer (also nur etwas mehr als die Erde) von ihr; erfahrungsgemäß nimmt nach dem Perihel Helligkeit und Schweifentwidelung immer mehr ab. Unglücklicherweise ist auch die größte Erdnähe schon vorüber; am 20. November war er 36,4 Millionen Kilometer von uns entfernt, bis zum 10. Dezember wächst der Abstand auf 120 Millionen Kilometer. Die Helligkeit war zur Zeit der Entdeckung auf siebente Größe geschätzt worden (zum Vergleich diene die Bemerkung, daß unter günstigen Verhältnissen Sterne sechster Größe mit blohem Auge wahrnehmbar sind), am 28. November ist er nur neunter, am 6. Dezember zehnter und am 10. Dezember nur noch elfter Größe; es gehören demnach schon recht große Fernrohre dazu, um ihn aufzufinden und zu beobachten. Die Bahn, in der er seinen Weg um die Sonne zieht, liegt außerhalb der Erdbahn, deren Ebene ist gegen die letzteren um 41 Grad geneigt. Die Durchstoßungspunkte (die „Knoten“) seines Weges mit der genannten Grundebene liegen in der Richtung, die von der Sonne nach der Wage führt, und zwar kommt er in der Wage selbst von Süden nach Norden herauf, dort ist also der „aufsteigende Knoten“. Sein Weg ist eine Parabel: aus dem Unendlichen kommend, wurde er von der anziehenden Kraft der Sonne gezwungen, sie zu umkreisen, je näher er ihr kam, um so eiliger ward sein Lauf, bis mit der größten Annäherung an die Sonne das Spiel sich umkehrte, in derselben Weise verringerte sich die Geschwindigkeit, er verlor sich wieder ins Unendliche. —

**Notizen.**

- Zur Instandsetzung des Kleist-Grabes ist in den preussischen Etat die Summe von 10 000 Mark eingesezt worden. —
- Hermann Nissen wird vom 1. Juli 1908 ab die Leitung und Pacht des Neuen Theaters übernehmen. Reinhardt erhält eine Abstandssumme von 135 000 Mark. Das Neue Theater soll eine „vornehme Lustspielbühne“ werden. —
- Maxim Gorkis neue Stücke „Die Barbaren“ und „Kinder der Sonne“ werden im Kleinen Theater in Szene gehen. —
- „Der Weg zur Hölle“, ein neuer dreiaktiger Schwank von Gustav Kadelburg, gelangt zu Weihnachten im Lustspielhause zur Aufführung. —
- Im Gärtnerplatz-Theater zu München hat Ludwig Thoma's vieraktige Posse mit Gesang „Der Schusternazi“ fremdliche Aufnahme gefunden. —
- Hermann Vahr's Schauspiel „Die Andere“ ist im Wiener Deutschen Volkstheater unter Zischen und Pfeifen zu Ende gespielt worden. —
- „Gesang der Verklärten“, Max Regers fünfstimmiges Chorwerk mit großem Orchester, gelangt am 14. Dezember durch das städtische Orchester in Aachen zur ersten Aufführung. —
- „Tannhäuser“ hat dieser Tage im Wiener Hof-Operntheater die 300. Aufführung erlebt. Die Gesamteinnahmen betragen zwei Millionen, die Tantieme 200 000 Kronen. —
- Mit der Kunstausstellung Mannheim 1907 wird eine große Gartenbau-Ausstellung verbunden sein. —